

Johanna Schulenburg CJ

Sr. Dr. Johanna Schulenburg CJ, geb. 1969, promovierte Juristin und Diplomtheologin, ist Provinzassistentin und Verantwortliche für die Berufungspastoral in ihrer Gemeinschaft. Als Mitarbeiterin des Kardinal König Hauses in Wien gehören geistliche Begleitung und Exerzitenleitung sowie die Ausbildung in diesem Bereich zu ihren Aufgaben. Sie ist Mitbegründerin der Initiative „Kontemplation in Aktion“.



Bild: Gerd Pfeiffer

Johanna Schulenburg CJ

Begnüge dich mit nichts, was weniger ist als Gott (Maria Ward)

Was motiviert mich heute – 12 Jahre nach Eintritt in die ignatianische Ordensgemeinschaft der Congregatio Jesu – zu meinem Leben als Ordensfrau? Sind es noch die gleichen Gründe wie damals? Haben sie sich geändert, sind einige weggefallen, ausgetauscht oder sind neue dazu gekommen? Was trägt und überzeugt mich jetzt?

Die Anfrage der Schriftleitung zu diesem Beitrag (ver-)lockte mich, beim Verfassen spüre ich, welche Herausforderung darin steckt. Diese Fragen lassen sich nicht „mal so eben“ beantworten. Sie rühren an meine eigene Existenz, mein Sein vor Gott und den Menschen. Wahrhaftigkeit ist gefragt, nicht fromme Plattitüden über das Ordensleben, und ebenso braucht es einen

barmherzigen Blick auf mich und meine Gemeinschaft. Meine Antwort wird bruchstückhaft bleiben, anfragbar. Es ist zutiefst meine persönliche Antwort. Die Antwort, die ich heute im Jahr 2016 formulieren kann.

Der Sehnsucht trauen

Als ich mich im Jahr 2003 entschied, um Aufnahme in die Congregatio zu bitten, folgte ich meiner Sehnsucht – meiner Sehnsucht, Gott Mittelpunkt meines Lebens sein zu lassen, mich ihm ganz zu überlassen und seinem Willen für mich Raum zu geben.

Ich war damals 34 Jahre alt, arbeitete als wissenschaftliche Assistentin an einer juristischen Fakultät, verfolgte das

Ziel der Habilitation und durfte auf eine erfolgreiche Hochschullaufbahn hoffen. Ich war mit meinem damaligen Leben sehr zufrieden. Ich liebte meine Arbeit, die Stadt, meinen Freundeskreis und fühlte mich auch in der Kirche vor Ort zu Hause. So gesehen zog mich nichts von dort weg.

Doch gut zwei Jahre zuvor hatte mich die Frage berührt „Wo ist Gott in meinem Leben?“ Sie schien aus heiterem Himmel zu kommen und war doch nicht neu. Sie meldete sich jetzt aber in einer derart drängenden Weise, dass mir deutlich wurde, dass ich mich damit ernsthaft auseinandersetzen musste, wollte ich sie nicht bewusst überhören. An eine Berufung zum Ordensleben dachte ich nicht. Ich hätte damals gar nicht sagen können, was eine Berufung ist. Ich setzte mich der Frage aus und suchte Rückzug in einem Kloster. Dort „traf“ mich dann eine weitere Frage: Könnte es tatsächlich sein, dass es für mich – in meinem Alter – noch dran sein könnte, in eine Ordensgemeinschaft einzutreten? Es schien unwahrscheinlich. Mein späterer geistlicher Begleiter – ein Jesuit – sagte damals: „Gott bricht eine Berufung nicht ab“ und meinte meine Hochschultätigkeit, für die ich bis dahin schon 12 Jahre lang studiert und gearbeitet hatte und die sich so positiv entwickelte. Aber nach gut einem weiteren Jahr des Hin- und Herhörens und Erspürens, ob in all dem eine Berufung liegen könnte, war uns beiden klar, dass ich konkreter suchen musste. Ich besuchte verschiedenste Klöster, schaute mich um.

Schon recht bald spürte ich, dass mich persönlich die ignatianische Spiritualität sehr anzog und lebendig werden ließ. Ich suchte ein weibliches Pendant

zu den Jesuiten und entdeckte so die Congregatio Jesu. Ich trat mit dieser Frauengemeinschaft gerade zu dem Zeitpunkt in Kontakt, als sie die vollen Konstitutionen der Gesellschaft Jesu übernahm. Als ich erfuhr, dass die Gründerin Maria Ward (1585 – 1645) in einer Vision den Auftrag erhalten hatte „nimm das Gleiche von der Gesellschaft“, d.h. den Jesuiten, „wusste“ ich, dass ich nicht weiter zu suchen brauchte. Sollte ich das Gefühl bekommen, dass ich in dieser Gemeinschaft würde leben können, dann hatte ich die richtige gefunden. Zudem begeisterte mich die Aufbruchsstimmung und Suche der Gemeinschaft, neue Wege für die Zukunft zu finden.

Es folgten das Kennenlernen, regelmäßige Besuche in der Gemeinschaft, Gespräche... Und ich las viel über den Hl. Ignatius von Loyola und Maria Ward. Ihre radikale Suche nach dem Willen Gottes für ihr Leben und die jeweilige Unmittelbarkeit der Gottesbeziehung sprachen mich an. In dieser Zeit wuchs meine Sehnsucht, alles auf eine Karte zu setzen. Ein Zitat des hl. Ignatius bewegt mich bis heute: „Wenige Menschen ahnen, was Gott aus ihnen machen würde, wenn sie sich der Führung seiner Gnade rückhaltlos überließen.“ Natürlich hatte ich zwischendrin auch Angst vor meiner eigenen Courage, fragte mich, was wäre, wenn ich im Noviziat doch merken würde, dass es nicht passt. Würde ich irgendwie in den Beruf zurückfinden können?

Als sich dann aber in meinem Arbeitsumfeld auch noch äußere Rahmenbedingungen änderten, reifte in mir die Entscheidung heran, Gott zu trauen und meiner Sehnsucht zu folgen. Ich wollte den Spagat nicht mehr, mich eigentlich

zu 100% für meinen Beruf einsetzen zu müssen und doch mit dem Herzen ein anderes Leben zu ersehen. Heute, gut 13 Jahre später, kann ich nur staunen, wie intuitiv ich einige Schritte gegangen bin. So manches habe ich erst später auch mit dem Verstand eingeholt. Letztlich war für mich entscheidend, den Sprung zu wagen und darauf zu vertrauen, dass meine Sehnsucht von Gott kommt und mir den Weg weist, ihm mehr Raum im Leben zu geben.

Aber ich habe durchaus auch kritisch hingeschaut. Schon damals war mir bewusst, dass ich in eine Gemeinschaft mit vielen alten und teils sehr alten Schwestern eintreten würde, und fragte mich, ob ich das leben könnte und in der Gemeinschaft eine Zukunft für mich sehen konnte. Und so war meine „Testfrage“ an mich selbst, ob ich mir vorstellen konnte, mit den wenigen jungen Schwestern die ich bis dahin kannte, alt zu werden, sollten keine weiteren Frauen eintreten. Und meine Antwort war damals und ist es auch noch heute: Ignatius und Maria Ward haben mit nur wenigen Brüdern bzw. Schwestern angefangen, dann kann ich – wenn es sein soll – auch mit wenigen aufhören. Dass auch nach mir immer wieder Frauen eintreten und eine ähnliche Vision vom Leben für und mit Gott haben, freut mich natürlich umso mehr.

Leben nach den evangelischen Räten in einem Orden

Rückblickend kann ich sagen, dass ich zumindest anfangs nicht wirklich eine Vorstellung davon hatte, was es heißt, in einer Ordensgemeinschaft nach den evangelischen Räten zu leben – wie sollte ich auch. Ich war in der Diaspora

aufgewachsen, hatte kaum Kontakt zu Ordensleuten gehabt und hatte vielerlei (Fehl- und/oder Ideal-)Vorstellungen von Ordensleben. Ich meinte, dass das Leben in einem Orden nach den Gelübden des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit die radikalste und verbindlichste Weise bedeutete, Jesus nachzufolgen. Mein Geistlicher Begleiter gab mir frühzeitig und durchaus zu Recht zu bedenken, dass man ein gottgeweihtes Leben auch außerhalb einer Ordensgemeinschaft leben könne. Aber ich wollte außerdem mein Leben für ein größeres Ganzes einsetzen. Und mich faszinierte das Lebensmodell, das sich mir in der konkreten Gemeinschaft der Congregatio Jesu und in deren Konstitutionen zeigte. Auch das hat sich bis heute nicht geändert. Im Gehorsamsgelübde sah ich die Möglichkeit, meinen eigenen (Eigen-)Willen noch einmal einem Korrektiv zu unterstellen, um so eher und besser den Willen Gottes zu erspüren. Dass man sich darin leicht selbst täuschen kann, hatte ich durchaus auch schon leidvoll erfahren. Das Gelübde der Armut sollte mir helfen, frei für Gott zu werden und mich nicht durch Abhängigkeiten von Gütern und Beziehungen von dem abhalten zu lassen, was mir wirklich wichtig ist. Das Gelübde der Keuschheit zu leben, schien mir konsequent. Nach Jahren guter Erfahrung in Partnerschaft und guten Jahren des Alleinlebens, hatte ich den Eindruck, dass Gott so viel Raum in meinem Leben benötigte, dass daneben kein Platz für eine Partnerschaft ist.

Letztlich habe ich aber den Sinn und Zweck der Gelübde nicht hinterfragt, sondern als folgerichtig akzeptiert. Ich wollte sie leben, weil schließlich Jesus nach allem, was wir wissen, auch so

gelebt hat. Die Gelübde waren für mich Ausdruck meiner Bewegung zu Gott hin. Sie waren mir Hilfe, mich ihm zu nähern und bei ihm zu bleiben. Heute erlebe ich das anders bzw. umfassender. Ich darf zunehmend erfahren und verstehen, dass ich schon längst bei Gott bin, immer schon war, und die Gelübde Ausdruck dieser Verbundenheit sind. Sie helfen mir, meine äußeren Lebensvollzüge mehr und mehr dieser Verbundenheit anzupassen, mein Leben aus ihr heraus zu gestalten und von ihr durchwirken zu lassen. Entsprechend begnüge ich mich aber auch nicht mehr mit der Begründung, die Gelübde zu leben, *weil* auch Jesus so lebte, ihn also nachzuahmen, sondern ich frage, *warum* er so lebte. Ich möchte nicht nur seine äußeren Lebensvollzüge leben, sondern seinem Wesen näher auf die Spur kommen, der Verbundenheit mit Gott seinem Vater, aus der heraus er gar nicht anders leben konnte als er es tat.

Leben in der konkreten Gemeinschaft

Mir diese Fragen immer wieder neu zu stellen, scheint mir wichtig, denn die äußeren Bedingungen meiner Lebensform als Ordensfrau wandeln sich ständig mit Veränderungen in der Kommunität, der Leitung, meiner Arbeit, meinem persönlichen Werden. Und viele meiner ursprünglichen Vorstellungen sind natürlich durch das tatsächliche Leben in und mit meiner Gemeinschaft auch korrigiert oder sogar widerlegt worden. Es gab Phasen vor der Ewigprofess, in denen ich mich ernsthaft fragte, was mich bewegt „trotzdem“ zu bleiben... trotz der Erfahrung, dass mich das Leben in Gemeinschaft vor Ort oder als

solches überfordern kann und mich und die anderen mit meinen Grenzen konfrontiert; trotz Entscheidungen meiner Ordensleitung, die ich nicht verstehen und nachvollziehen konnte. Ich kenne auch die Erfahrung, mich nicht wahrgenommen zu erleben und missverstanden zu fühlen, ebenso die Erfahrung von Einsamkeit mitten unter den Mitschwestern. Ordensleben schützt eben vor keiner schwierigen Erfahrung, mit der man nicht auch in einer Partnerschaft oder einer sonstigen Lebensform konfrontiert werden kann. Und sie konfrontiert mit Erfahrungen, die man sogar nur in einer Ordensgemeinschaft machen kann.

Aber genau das gilt auch für die guten, schönen Erfahrungen, die vielleicht nur Ordensleben ermöglicht. Mir ist es unendlich kostbar, dass es inzwischen einige Mitschwestern gibt, die mir zu Schwestern geworden sind, denen ich vertraue und denen ich mich auch mit meinen schwierigen Seiten zumuten und in meinen schwachen Phasen zeigen kann, von denen ich auch ein kritisches Wort annehmen und mich hinterfragen lassen kann. Ich kann mit ihnen mein Leben umfassend teilen, mit ihnen gut zusammen leben, beten und über Gott reden. Und ich kann ihnen sogar von meinen ganz persönlichen Erfahrungen (guten wie schweren) mit Gott erzählen. Für Außenstehende scheint das immer so selbstverständlich zu sein. Von Schwestern wird erwartet, dass sie das können. Aber oftmals ist gerade das eine der größten Herausforderungen im Zusammenleben.

Vor meiner Ewigprofess stellte ich mir selbst auch die Frage, ob ich mich – nach 8 Jahren – noch frei fühlte, auch wieder zu gehen, oder ob ich möglicherweise nur deshalb blieb, weil es ja

jetzt schon so Gewohnheit war oder ich Angst hatte, außerhalb des Ordens noch einmal neu anzufangen.

Mit Verblüffung und Freude entdeckte ich die Antwort in mir: Ja, ich könnte auch wieder gehen, aber ich will es nicht. Ich möchte mit den anderen zusammen alt werden und mit ihnen zusammen mich von Gott in den Dienst nehmen lassen – eingebunden in das größere Ganze der Congregatio Jesu. Eingetreten bin ich, weil ich den Eindruck hatte, nur so könnte ich ganz den Willen Gottes, den er für mich hat, leben und dabei gut leben. Bleiben wollte ich, weil ich die Erfahrung gemacht hatte, dass es auch das ist, was ich selber will. Mein und sein Wille sind – zumindest in diesem Punkt – deckungsgleich.

In diesem Zusammenhang ist mir eine Aussage Maria Wards wichtig geworden, die sie sinngemäß auf ihre Mitschwester bezog: „Wenn ihr auf sie schaut als Heilige, werdet ihr Frauen finden, aber wenn ihr sie als Frauen betrachtet, werdet ihr Heilige finden.“ Für mich heißt das vor allem, zunächst einmal menschlich miteinander leben zu lernen. Wenn das gelingt, wächst auch gemeinschaftliches geistliches Leben daraus hervor.

Menschliche und geistliche Entwicklung

In dem Zusammenhang möchte ich etwas benennen, was ich uneingeschränkt positiv erlebe, nämlich dass viele Schwestern und gerade auch die meiner Generation umfassend gefördert werden. Und uns wird viel Zeit gelassen, in die Gemeinschaft hineinzuwachsen. Wir erhalten dazu alle notwendige Unter-

stützung durch interne Begleitung, Studien, fachspezifische und geistliche Fortbildungen, Möglichkeiten zur Therapie... Ich weiß, dass eine solche Bemerkung bei mancher meiner älteren Mitschwester Schmerz hervorrufen wird, denn es war nicht immer und nicht für alle so, aber doch auch für viele. Und entscheidend ist, dass es heute so ist. Es gibt ein Grundverständnis davon, dass die Schwestern für ihre jeweilige Sendung gut ausgebildet sein sollen, aber entscheidungsleitend ist, ob die jeweilige Maßnahme der Schwester in ihrem Dienst an den Menschen und in der Congregatio Jesu hilft bzw. ihr selbst hilft, zu einem menschlich und geistlich gesunden und heilen Menschen heranzureifen. Mir persönlich

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

haben ein volles Theologiestudium und Ausbildungen zur Geistlichen Begleitung und Exerzitienleitung ermöglicht, die juristische Tätigkeit hinter mir zu lassen und heute im Bereich Spiritualität und Exerzitien des Kardinal König Hauses in Wien zu arbeiten. Es ist eine Tätigkeit, die ich als äußerst hilfreich für die Menschen und persönlich als sehr erfüllend erlebe.

Ein Blick in die Zukunft

Inzwischen nehme ich in meiner Gemeinschaft Leitungsverantwortung

wahr. Für sechs Jahre trage ich als Provinzassistentin Entscheidungen für die gesamte Provinz mit, solche, die einzelne Schwestern betreffen, und solche, die die Zukunft der Provinz betreffen. Dieses Amt verursacht so manche schlaflose Nacht und das eine oder andere Haar wird darüber wohl grau. Aber insgesamt scheint mir mein Dienst in diesem Gremium die logische Konsequenz meiner Entscheidung für ein Leben in der Congregatio Jesu zu sein. Diese Gemeinschaft ermöglicht mir trotz vieler Reibungspunkte ein erfülltes Leben. Zusammen mit den Mitschwestern stelle ich mich in den Dienst für Gott und die Menschen und mit Gott und mit den Menschen. Und diesen Le-

bensraum möchte ich für andere erhalten und entfalten helfen. Doch so beginnt für mich vieles auch wieder von vorn: Ich hatte und habe Fehl- und Idealvorstellungen davon, wie eine Gemeinschaft geleitet werden und sich leiten lassen sollte. Und jetzt erlebe ich, wie wir durch die Realität innerhalb und außerhalb der Gemeinschaft immer auch wieder neu herausgefordert und korrigiert werden. Das Lernen hört also nie auf... vielleicht werde ich in zehn Jahren ja wieder gefragt, was mich nach diesen Erfahrungen zu meinem Leben in der Congregatio Jesu motiviert. Werden es dann noch die Gründe von heute sein?

Mit Verblüffung und Freude
entdeckte ich die Antwort in mir:
Ja, ich könnte auch wieder gehen,
aber ich will es nicht.

Johanna Schulenburg CJ